

Petra Kirsch, im oberbayerischen Wintershof bei Eichstätt geboren, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin. Nach ihrem Studium in München war sie zunächst als Lokalreporterin und Redakteurin bei Presse und Funk tätig, schließlich als Textchefin und Pressesprecherin. Heute lebt die Autorin und Dozentin in Nürnberg.

PETRA KIRSCH

Mord auf Fränkisch

FRANKEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Christine und Rudi Rieger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Ulf Böttcher/LOOK-foto
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-571-4
Franken Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Der Mord ist (...) eine Tat, die in der äußersten Ekstase
und mit der kältesten Rohheit begangen wird.
Dabei hat der Mond durch das Gewölk zu brechen;
auch haben Mörder vor der Tat
finster entschlossen herumzulaufen (...)
und mit den Augen zu funkeln.*

Kurt Tucholsky, aus: »Wie benehme ich mich als Mörder?«

Sie saß am Küchentisch und stierte dösig auf ihr Fünf-Minuten-Ei. Als sie es bedächtig aufklopfte, klingelte das Telefon. Sie ließ es klingeln, wieder und wieder, blieb einfach sitzen. Während sie in stetem Wechsel das Ei salzte, einen Löffel voll in den Mund steckte, dann vom dick mit Butter bestrichenen Brot abbiss und anschließend einen Schluck Kaffee nahm, lobte sie sich für ihre Selbstdisziplin. Früher hätte sie das nicht gekonnt. Früher wäre sie bereits nach dem ersten Läuten aufgesprungen und ans Telefon geeilt. Schon der Neugier wegen, die bei ihr sehr ausgeprägt war.

Zwar war sie noch genauso neugierig wie früher, wobei sie das Adjektiv wissbegierig viel hübscher fand, doch dort am Chiemsee hatte sie ja auch gelernt, Prioritäten zu setzen. In sechs angenehm-müßiggängerischen bis zuweilen lästig-langweiligen Wochen hatte man ihr versucht beizubringen, immer schön eins nach dem anderen zu erledigen. Sich nicht zu verzetteln. Auch mal Nein sagen zu können. Vor allem Letzteres war ganz wichtig. So unerlässlich, dass Frau Dr. Marianne Leitner, eine der Psychotherapeuten der Kurklinik, ihr nahegelegt, eigentlich regelrecht befohlen hatte, den DIN-A4-Bogen mit den drei in Rot aufgemalten Neins, gefolgt von zahlreichen schwungvollen, ebenfalls roten Ausrufezeichen, an ihren Kühlschrank zu heften. Damit Paula diesen Imperativ, diese für ihr neues Leben wichtigste Verhaltensregel, immer vor Augen habe.

Sie sah zum Kühlschrank. Nein, nein und nochmals nein, jetzt nicht! Im Augenblick hatte das Ei Priorität. Der Anrufer musste warten. Paula spürte, wie gut ihr das tat.

Zwei Minuten später kippte sie die Eierschalen in den Müll-eimer, da klingelte es wieder. Sie sah auf die Küchenuhr. Es war sieben Uhr vierzehn. Sie überlegte, einen kurzen Moment,

ja, jetzt fühlte sie sich bereit für den ersten Sozialkontakt des Tages. Sie schlenderte in die Diele, wo ihr Telefon auf einem wackligen Schränkchen thronte, und nahm ab, ohne auf das Display zu sehen.

»Ja, sagen S' einmal, Frau Steiner, dass man Sie auch endlich mal ans Telefon kriegt! Ich habe heute schon mehrmals versucht, Sie zu erreichen. Ihr Handy ist wieder nicht eingeschaltet, und auf dem Festnetz gehen Sie auch nie ran! Sie wissen doch, dass Sie in Ihrer Dienstzeit immer erreichbar zu sein haben.«

Es war Sandra Reußinger, Fleischmanns Sekretärin und ihre Intimfeindin in Personalunion, die da so erregt wie vorwurfsvoll ins Telefon krakeelte. Die erste Kontaktaufnahme des Tages hatte sich Paula Steiner anders vorgestellt. Und vor allem: anders gewünscht. Dementsprechend launig fiel ihre Replik aus.

»Erstens einmal: Guten Morgen, Frau Reußinger. Diesen Grundsatz des guten Benimmens, dieses minimale Zugeständnis an die Höflichkeit, haben Sie wohl in Ihrer Aufregung vergessen. Zweitens: Von mehrmals kann wohl kaum die Rede sein, oder? Und drittens hat meine Dienstzeit noch nicht begonnen, die fängt nämlich erst«, sie sah auf die Küchenuhr, »in drei- undvierzig Minuten an. Sie rufen mich also außerdienstlich an, ganz privat sozusagen, und speziell in diesem Fall bitte ich mir doch einen anderen Umgangston aus. Und zwar einen, der –«

Weiter kam sie nicht. »So, dann ganz offiziell: Guten Morgen erst einmal, Frau Steiner«, wurde sie unsanft unterbrochen, nicht von dem blond gefärbten Vorzimmer-Zerberus, sondern von Kriminaloberrat Fleischmann selbst. Also hatte er ihren Disput mitgekriegt. Hoffentlich in voller Länge und nicht nur ihre Reaktion. Das würde nämlich gar nicht schaden, dachte Paula noch, so wüsste er zumindest, welch ungehöriges Benehmen seine Sekretärin ihr gegenüber mitunter an den Tag legte. Denn dieser Auftritt soeben war ja wirklich ...

»Die Tatsache, dass wir Sie in Ihrer Freizeit – wie sagten Sie?, ganz privat – belästigen, bitte ich, uns nachzusehen. Ich

fürchte, in diesem Fall muss ich sogar darauf bestehen. Und Sie gleichzeitig in aller Form höflichst bitten, sich auf direktem Weg in das Gerichtsmedizinische Institut zu begeben. Dr. Müdsam wird Ihnen das Weitere im Detail erklären. Ach, noch etwas: Es wäre schön, wenn Sie das möglichst zeitnah einrichten könnten, falls es Ihre Planung für den Tag zulässt.«

Dann legte er auf. Grußlos. Ein Zeichen dafür, dass er verärgert war.

Das wiederum ärgerte sie. War sie etwa verpflichtet, die Einwürfe seiner Sekretärin einfach so hinzunehmen, deren patziges Verhalten ihr gegenüber, welches sich vor ihrer Kur gehäuft hatte, kommentarlos zu akzeptieren? Wohl kaum. Noch während sie ihren verbalen Konter auf eventuelle Angriffspunkte untersuchte, merkte sie, wie der embryonale Ärger in ihr in eine handfeste Rage umzukippen drohte. Diesen Tag, der so angenehm und entspannt begonnen hatte, hatte man ihr schon mal grundlegend vermiest. Sie verbat sich weiteres Grübeln, befand, dass bei dem zurückliegenden Intermezzo mit der Reußinger nur sie im Recht war, zog sich so eilig wie achtlos an und verließ die Wohnung.

Auf dem Weg in die Tetzeltasse, die nur einen Steinwurf von ihrer Wohnung entfernt lag, gab Paula Steiner sich Mühe, einen weiteren Ratschlag von Dr. Marianne Leitner zu beherzigen, den ihr diese in sechs Einzeltherapie-Stunden wiederholt nahegelegt hatte.

»Frau Steiner, Sie müssen lernen, den gegenwärtigen Moment bewusst zu erleben, und sich dabei von jeglichen Gefühlen, vor allem den negativen, frei machen. Das ist in Ihrem Fall fundamental. Nicht zurück, nicht nach vorne zu blicken. Die Gegenwart zählt. Nur so schützen Sie sich und Ihre Psyche nachhaltig. Wenn Sie das nicht lernen, sind Sie früher wieder hier, als Ihnen und auch uns lieb sein kann.« Achtsamkeitsbasierte Stressreduktion, so hatte Dr. Leitner das genannt.

Vor dem Johannes-Scharrer-Gymnasium blieb Paula stehen

und atmete zweimal tief durch. Versuchte, sich auf die sie umgebenden Gerüche zu konzentrieren, sie bewusst wahrzunehmen, sie einzugrenzen. Doch sie konnte nichts eingrenzen oder etwas Besonderes wahrnehmen. Ihre Heimatstadt Nürnberg roch wie immer an einem frühen Dienstagmorgen im Oktober: kühl, feucht noch von der Straßenreinigung, die eben in der Inneren Laufer Gasse ihre Runden drehte, und trotzdem ein wenig staubig.

Zweiter Versuch. Sie schnüffelte ein und schnüffelte aus, blieb aber in ihren Achtsamkeitsbemühungen weiterhin erfolglos. Da missachtete sie den Rat der Kurärztin und blickte nach vorn. Auf das schlossähnliche Gebäude mit seinen Erkern und Türmchen, hinter dem sich das Gerichtsmedizinische Institut verbarg.

Kurz nachdem sie mit Waltraud Prechtel, der Sekretärin, im Vorraum ein paar Worte gewechselt hatte, erklang aus dem großen Obduktionssaal hinten bereits der Ruf: »Paula, bist du das?«

Als sie Dr. Frieder Müdsam gegenüberstand, musterte er sie lange und aufmerksam.

»Gut schaust du aus. Anscheinend hat dir die Kur doch etwas gebracht. Obwohl du ja felsenfest davon überzeugt warst, das ist alles bloß Kokolores, die pure Beschäftigungstherapie für medizinisches Fachpersonal der zweiten und dritten Liga«, zitierte er sie mit einem warmen Lächeln.

Der Überzeugung war sie noch immer. Dass Kureinrichtungen grundsätzlich ein Auffangbecken für all jene Ärzte waren, die der anstrengende Praxisbetrieb überforderte oder die seiner einfach müde waren. Auch das Kompliment, welches Frieder ihr soeben gemacht hatte, hatte sie seit ihrer Rückkehr aus Bernau wiederholt gehört. Und es stets ignoriert als angestregten Versuch ihrer Umwelt, ihr etwas Nettes zu sagen. Aber wenn der Gerichtsmediziner, mit dem sie seit Jahren ehrlich und vertrauensvoll, ja, fast freundschaftlich zusammenarbeitete, so etwas sagte, war sie geneigt, ihm zu glauben, fast zu glauben.

»Dann muss ich ja vorher fürchterlich ausgesehen haben, nach meinem Badezimmerspiegel von heute früh zu schließen.«

»Unsinn. Du hast natürlich nicht fürchterlich ausgesehen. Aber jetzt«, betonte Frieder, »hast du eine gesunde Gesichtsfarbe, nicht mehr so fahl wie früher. Jetzt hast du klare Augen und keine eingefallenen Wangen. Und vor allem: Du machst einen zufriedenen und entspannteren Eindruck. Das haben deine, wie hast du das so nett formuliert?, Ärzte der zweiten und dritten Liga eins a hingekriegt.«

Eine Weile ließ sie die Worte auf sich wirken, dann fragte sie: »Warst du eigentlich schon einmal zur Kur, Frieder?«

»Nein«, lachte er, »das war bei mir gottlob nie vonnöten.«

»Aber bei mir schon, oder wie?«, fragte sie empört zurück.

»Ja.« Er antwortete ungewohnt ernst. »Dringend sogar. Das kannst du schon daran erkennen, dass man dich die Maximalzeit von sechs Wochen dort behalten hat.«

»Ach, wenn man die richtigen Ärzte kennt und ein paar Tricks, dann wird jeder, egal ob gesund oder krank, zur Kur geschickt.«

»Früher, vor zwanzig, dreißig Jahren, war das vielleicht einmal so«, widersprach Frieder. »Ich betone: vielleicht. Aber heutzutage kommen nur die dringenden Fälle auf Kur. Da ist mit Tricksen und guten Beziehungen nichts mehr zu machen. Da musst du schon was Ernsthaftes haben, sonst zahlen die Kassen nicht.«

Für sie klang das alles ein wenig beängstigend. Hatte es wirklich mit ihr, die sie diese Kur als unerwartetes Geschenk, als gestohlene Auszeit von den beruflichen Erfordernissen, gar als Im-Stich-Lassen der Kollegen angesehen hatte, so schlimm gestanden? Nach Frieders Worten zu schließen, anscheinend ja.

Frieder Müdsam sah es ihrer tiefen Grübelfalte auf der Nasenwurzel an, dass er mit der Wahrheit zu weit gegangen war. Dass er sie damit verschreckt hatte. Darum schob er betont beiläufig nach: »Aber jetzt hast du den ›Kokolores‹ ja hinter

dir. Und ich bin überzeugt, so weit wie vor Bernau wirst du es nicht mehr kommen lassen.«

Pause.

»Sicher kannst du jetzt auch besser schlafen. Denn wer so gesund, so strahlend, ja, so hübsch aussieht wie du, der muss einfach ...« Den Rest des Satzes ließ er unausgesprochen in der Luft hängen.

Sie nickte. »Ja, das schon. Das ist wahr. Ich schlafe jetzt jede Nacht durch, am Wochenende sogar bis zu neun Stunden am Stück.«

»Na, siehst du«, sagte Frieder. Und er sagte es wohlwollend, ohne jeden Triumph in der Stimme. Damit war das Thema Kur für beide abgehakt.

»Gibt es außer diesem so sensationellen wie sichtbaren Erfolgsbeweis noch etwas, das dich zu mir führt? Kann ich irgendetwas für dich tun?«, fragte Frieder, nachdem sie sich eine Weile schweigend gegenübergestanden hatten.

»Ja, natürlich, deswegen bin ich ja eigentlich gekommen. Ihr habt einen neuen Fall? Fleischmann sagte mir, du würdest mir alles Weitere erklären.«

»Was genau?«, fragte der Gerichtsmediziner verwundert nach.

»Na, so hat er sich ausgedrückt: ›Dr. Müdsam wird Ihnen das Weitere im Detail erklären.«

»Im Detail kann ich dir augenblicklich fast gar nichts dazu sagen. Wie kommt dein Chef auf so was? Er weiß doch, dass bei uns Nachtschichten verboten sind. Seltsam ... Aber es stimmt: Wir haben Sonntagnacht eine Leiche hereinbekommen. Wahrscheinlich meint er die.«

»Dann sag mir halt das, was du dazu bisher herausgefunden hast«, forderte Paula ihn auf, während Frieder offenbar noch über das unerklärliche Verhalten des Kriminaloberrats nachdachte, den er als korrekten Mann weniger und vor allem zutreffender Worte kannte und schätzte.

»Ich hab bislang gar nichts herausgefunden, Paula. Ich bin ja

selbst erst seit«, kurzer Blick auf seine Armbanduhr, »zwanzig Minuten hier. Ich weiß im Übrigen auch nicht, ob das ein Fall für euch ist beziehungsweise wird. Also, dann der Reihe nach.«

Frieder Müdsam rief in den Flur nach Frau Prechtel, sie möge ihm die Akte Walther, Angelika bringen. Als er das dünne Papierbündel vor sich liegen hatte, sagte er: »In der Nacht von Sonntag auf Montag gegen drei Uhr hat ein Notarzt, ein gewisser Dr. Kandler, eine tote Frau bei uns einliefern lassen. Er hatte Notdienst und war vom Ehemann der Frau um halb zwei angerufen worden. Bei dem Anruf lebte sie noch. Als Kandler jedoch bei dem Ehepaar eintraf«, erneuter Blick auf die Akte, »war sie bereits tot. Exitus. Er hat einen hypoglykämischen Schock diagnostiziert aufgrund von Unterzuckerung. Die Tote war Typ-1-Diabetikerin. Kandler – so steht es hier – ließ die Leiche beschlagnahmen und besteht auf einer Obduktion.«

»Ich verstehe das nicht, Frieder. Ist ein Tod durch Unterzuckerung bei Diabetikern etwas so Ungewöhnliches, dass man gleich von Mord ausgehen muss, wie es dieser Kandler wohl getan hat?«

»Nein, eigentlich nicht. Bei Unterzuckerung kann alles Mögliche auftreten. Eben auch Herzstillstand.«

»Aber dann ergibt das Verhalten dieses Notarztes doch keinen Sinn.« Paula sah fragend zu ihm auf.

»Doch. Gibt es. Weil Dr. Kandler nämlich gleichzeitig auch der Hausarzt der Walthers ist beziehungsweise in ihrem Falle war. Seit mittlerweile, hier steht es, vierundzwanzig Jahren. Das heißt: Er kannte seine Patientin sehr gut und ist überzeugt, Frau Walther hätte die Symptome dieser Unterzuckerung rechtzeitig erkannt und darauf reagiert. In Diabetes-Schulungen wird das ja wieder und wieder trainiert. Wird nicht sofort Glykagon gespritzt oder anderweitig Zucker aufgenommen, um den Unterzucker zu beheben, verschlechtert sich der Zustand dramatisch. Wie gesagt, Kandler ist überzeugt davon, dass Frau Walther das auf jeden Fall in den Griff bekommen hätte.«

»Aha. Wodurch wird eine Unterzuckerung denn meist her-

vorgerufen? Ich kenne niemanden, der Diabetiker ist, auch keinen Altersdiabetiker.«

»Ach, eine Hypoglykämie kann durch alles Mögliche ausgelöst werden. Zum Beispiel durch Aufregung, durch zu geringe Nahrungsaufnahme oder auch durch zu schwere körperliche Arbeit. In den meisten Fällen ist jedoch eine Überdosierung von Insulin die Ursache. Da reichen schon geringe Mengen. Wie gesagt, mit dieser Notfallspritze bekommt man das in der Regel relativ schnell wieder hin. Das aber war bei der Toten eben nicht mehr möglich.«

»Was meinst du, hat Kandler nicht ein wenig überreagiert? Damit, dass er auf eine Obduktion besteht?«

»Mag sein. Aber selbst wenn er unrecht haben sollte, finde ich sein Verhalten trotzdem aller Ehren wert. Die meisten Notärzte machen sich diese Mühe nämlich nicht. Die schreiben bedenkenlos die Standardformel – Herzversagen – in den Totenschein, ohne nachzuforschen. Macht ja auch weniger Arbeit. Kandler hat sich diese Mühe gemacht, und im Totenschein der Walther steht: Todesursache unbekannt. Da sind wir, wie du weißt, gehalten, dem –«

»Wann ist die Autopsie?«, unterbrach Paula ihn.

»Heute. Und ich fürchte, morgen auch noch.«

»Machst du sie?«

»Ich habe zwar morgen keinen Dienst, aber nachdem Grath in Urlaub ist und Seidel die Wasserleiche von Trommen hat, wird man mich wahrscheinlich bitten, meinen freien Tag dafür herzugeben.«

»Das ist gut. Also, es ist natürlich nicht gut, dass du deinen freien Tag dafür opfern musst«, korrigierte sie sich umgehend, »sondern dass ich die Obduktionsergebnisse von dir bekomme, Frieder. Und jetzt würde ich mir die Tote noch gerne ansehen.«

Frieder führte sie in die kleine klimatisierte Leichenkammer nebenan, deutete auf den silbrig glänzenden Rolltisch, der in der Mitte des Raumes stand, und zog dann das weiße Laken ab.

Vor ihr lag eine zierliche, fast schon hagere Frau. Rosafarbenes T-Shirt, kurzer schwarzer Wollrock, graue Nylonstrümpfe, graue Schnürpumps, die teuer aussahen. Ein winziger, kreisrunder Kinderkopf. Grau-braun melierte Naturlocken, kleine Augen, ein schmaler Mund mit dünnen Lippen. Die Nase war viel zu lang und schuf einen bizarren Kontrast zu dem ansonsten puppenhaften Gesicht. Irgendetwas störte sie an dieser Erscheinung, und es war nicht die überdimensionale Nase. Irgendetwas passte nicht.

Als sie sich bereits von Frieder verabschiedet hatte, rief er ihr nach: »Paula, dein rechter Schnürsenkel ist offen. Nicht dass du mir hier noch hinfliegst.«

Sie sah an sich hinunter, und tatsächlich – die Senkel schleiften an beiden Enden über den Boden. Als sie sich bückte und sie zuschnürte, wusste sie, was sie an der Toten gestört hatte. Es waren die Pumps, der Rock, die Nylons – alles keine Kleidung, die man von einem mitteleuropäischen Menschen zu nachtschlafender Zeit gemeinhin erwarten durfte. Sie jedenfalls, die in den vergangenen Monaten oft genug um halb zwei nachts wider Willen wach gelegen war, hatte zu diesen ruhelosen Zeiten stets ihr Nachthemd getragen. Nach dieser Auffälligkeit würde sie den Hausarzt, diesen Kandler, auf jeden Fall fragen.

Paula lief die Tetzeltgasse hinunter, bog in die Innere Laufer Gasse ein und schlenderte dann gemächlich zum Alten Rathaus. Dort, vor dem noch geschlossenen Haupteingang, blieb sie abrupt stehen. Mit einem Schlag offenbarte sich ihr der eigentümliche Geruch dieses Dienstagmorgens. Und das ohne ihr Zutun, ohne angestregtes Schnüffeln. Es roch nach Stadt, blumenschönen bunten Bäumen, eine Ahnung von Rauch war auch dabei und die fröstelnde Frische der vergangenen Nacht. Der Eindruck war so intensiv, dass sich wie von selbst die passenden Farben zu diesem Aromengemisch einstellten. Zunächst ein glänzendes Anthrazit, dann ein rundes, kräftiges Sonnenblumengelb, das sich an den Rändern hellbraun

einfärbte, und schließlich ein sattes Blutrot, wie man es von frischen Schnittwunden kennt. Der Herbst war in vollem Gange. Für sie die schönste Jahreszeit, die Stadt und Land gleichermaßen zum Leuchten brachte.

Den Rest der Strecke bis zum Präsidium erledigte sie ohne weiteren Halt. Es war acht Uhr fünfzig, als sie die Tür zu ihrem Büro öffnete. Oberkommissar Heinrich Bartels und Eva Brunner, die vor Kurzem zur Kriminalkommissarin aufgestiegen war, blickten sie erstaunt an.

»Mit dir haben wir zu so früher Stunde nicht gerechnet«, sagte Heinrich statt einer Begrüßung. »Ich dachte, du bist in der Tetzeltgasse.«

»Da war ich schon, ich komme gerade von der Gerichtsmedizin.«

»Fleischmann hat nämlich vor einer Dreiviertelstunde hier angerufen. Er hat dich aber nicht heute Morgen schon zu Hause erreicht, oder?«

»Doch, das hat er. Um sieben Uhr siebzehn, um genau zu sein.«

»Komisch«, wunderte sich Heinrich. »Warum gibt er uns dann nicht Bescheid?«

»Das weiß ich leider auch nicht, lieber Heinrich. Vielleicht hat er seinen Vorzimmerdrachen damit beauftragt, und die hat es wieder mal geflissentlich vergessen.«

»Sitten reißen hier ein«, merkte Heinrich kopschüttelnd an, »dass einem schlecht werden kann. Seitdem du auf Kur warst, hält sich keine Sau mehr in diesem Haus an irgendwelche Vorschriften in puncto interner Kommunikation.«

»Genau diesen Eindruck hab ich seit heute Morgen auch. Vor allem lässt der gute Ton in letzter Zeit gerade in der Chefetage sehr zu wünschen übrig«, war alles, was sie dazu sagte.

»Dann haben wir also einen neuen Fall?« Lediglich Eva Brunner schien unbeeindruckt von diesem Sittenverfall im Polizeipräsidium.

»Ja und nein«, antwortete Paula einsilbig.

»Was heißt das jetzt?«, fragte nun auch Heinrich. »Ja oder nein?«

Paula berichtete in Stichworten, was ihr Frieder erzählt hatte: von dem nächtlichen Anruf des Ehemannes, von dem besorgten Not- und Hausarzt Kandler, dem Diabetes, dem hypoglykämischen Schock. Und natürlich von der ausgefeinerten Kleidung, die die Tote nachts um zwei Uhr getragen hatte.

»Ich finde das nicht außergewöhnlich, Paula«, widersprach Heinrich. »Dass sich jemand ordentlich anzieht, wenn er weiß, gleich kommt sein Hausarzt. Das würde ich in so einem Fall auch machen, also den Schlafanzug ausziehen und die Straßenkleidung anziehen.«

»Ich weiß nicht, Heinrich«, wandte Paula ein. »Das war ja kein normaler Hausarztbesuch, das war ein Notfall. So wie sich das angehört hat, war die gar nicht mehr in der Verfassung, sich noch groß umzuziehen. Aber danach können wir ja gleich diesen Kandler und vor allem den Ehemann befragen.«

»Das heißt, du willst mit der Recherche beginnen, obwohl die Obduktionsergebnisse noch nicht vorliegen?«

»Selbstverständlich will ich das. Was denkst du denn?«

»Ach Mensch«, seufzte Heinrich, »den einen Tag können wir doch noch abwarten. Bis Müdsam uns den Bericht geschickt hat und wir endgültige Sicherheit haben.«

Sie antwortete nicht, sah ihn nur mit einem ironischen Lächeln an.

»Und wenn es blinder Alarm ist? Dann haben wir völlig umsonst mit den Nachforschungen begonnen.«

Paula kannte Heinrich so gut, dass sie mit seinem erneuten Versuch, unbequeme Arbeit vor sich herzuschieben, schon fest gerechnet hatte. Es hätte sie überrascht, wenn er anders reagiert hätte.

»Nicht umsonst, sondern vergebens«, korrigierte sie ihn automatisch. »Wenn überhaupt. Hast du denn derzeit etwas Dringendes zu erledigen? Hält dich irgendetwas an deinem Schreibtisch so fest, dass du für anderes keine Zeit hast?«

»Dringend? Ja, freilich. Ich muss noch den Abschlussbericht zu dem Fall Hintermeier, Egon schreiben.«

»Das glaub ich jetzt nicht, Heinrich!« Paula sprang empört von ihrem Schreibtisch auf. »Dafür hattest du über zwei Monate Zeit. Was hast denn du eigentlich hier gemacht, während ich die sechs Wochen weg war?«

»Ich? Ich hab die Stellung gehalten. Du hast selber gesagt, ich soll dich in der Zeit vertreten. Und genau das hab ich getan«, konterte er mit einer Mischung aus einer großen Portion Trotz und einer kleinen Dosis schlechten Gewissens.

»Dann sag mir doch bitte noch, wie diese Vertretung im Einzelnen ausgesehen hat, arbeitstechnisch?«

»Na ja, ich habe alle Telefonate angenommen und beantwortet. Und das waren nicht eben wenige. Dann alle Akten abgelegt. Und außerdem war ich zweimal vor Gericht, du weißt ja selbst, da geht jedes Mal ein ganzer Tag drauf. Mit der Vorbereitung sind es eigentlich zwei Tage. Dann die Nacharbeit dazu, da sind wir schon bei summa summarum sechs Tagen. Und vergiss nicht: Ich habe dich bei allen Dienstbesprechungen vertreten. Und die haben sich vor allem in den Wochen, als du nicht da warst, sehr in die Länge gezogen.«

»Weiter? Was noch?«

»Weiter nichts.«

»Soso. Und Sie, Frau Brunner? Womit haben Sie die Tage hier in den letzten Wochen verbracht?«

»Ich habe Heinrich vertreten, wenn er nicht da war. Ich war seine Stellvertreterin. Irgendjemand musste ja –«

»Da schau her«, wurde sie von Paula Steiner unterbrochen. »So etwas Ähnliches hatte ich schon befürchtet. Das wird jetzt alles anders, das kann ich dir und Ihnen sagen. Ab sofort werden an deinem Computer, Heinrich, während der Arbeitszeit keine Spiele mehr gemacht. Das kannst du daheim machen, in deiner Freizeit. Und Sie, Frau Brunner, werden Ihre Psychologiestudien gleichfalls außerhalb der Arbeitszeit verfolgen. Ich möchte dieses Psychologie-Hefte, dieses ...«

»Psychologie heute«, sekundierte Paulas Mitarbeiterin pikiert.

»Genau, dieses ›Psychologie heute‹ möchte ich hier in diesem Zimmer nicht mehr sehen. Haben wir uns da verstanden?«

Sie erhielt keine Antwort, nicht einmal ein Kopfnicken. Aber das brauchte sie auch nicht. »So, und jetzt haben wir zwei Außentermine. Den ersten bei dem Ehemann der Toten und den zweiten bei deren Hausarzt. Sie, Frau Brunner, melden uns bei der Zentrale ab, und du, Heinrich, kümmerst dich um den Wagen. Ich werde unten auf dem Parkplatz auf den Herrn Stellvertreter und auch auf die«, kurze Verbeugung in Richtung Eva Brunner, »Frau Stellvertreterin des Herrn Stellvertreters warten.« Sie griff nach ihrer Handtasche, verließ den Raum und stürzte das Treppenhaus hinab.

Sie hatte eben nicht die Wahrheit gesagt. Damit, dass sie diesen Schlendrian in ihrer Kommission befürchtet hatte. Sie hatte während ihrer Kur nur ganz selten an ihre Arbeit gedacht, und wenn, dann immer mit einem schlechten Gewissen ihren Mitarbeitern gegenüber. Vielleicht hätte sie sich doch von Bernau aus ab und an melden sollen, zumindest telefonieren und sich den Stand der Dinge durchgeben lassen? Fragen, was so los sei und ob sie helfen könne.

Auf dem Parkplatz des Präsidiums angelangt, zündete sie sich kurzerhand eine Zigarette an und lief zum Ausgang Hintere Ledergasse. Aber man hatte ihr ja am Chiemsee ausdrücklich verboten, Kontakt zu den Kollegen aufzunehmen. Und ihr war das damals recht gewesen. Wonach hätte sie Frau Brunner und Heinrich auch fragen sollen? Für die beiden hätte das nach einer Kontrolle durch jemanden ausgesehen, der nicht loslassen kann und der kein Vertrauen zu seinen Mitarbeitern hat.

Als Heinrich mit laufendem Motor neben ihr hielt, drückte sie die Zigarette aus und stieg auf den Beifahrersitz. Sie nannte ihm die Adresse und schnallte sich an.

Auf der Fahrt in Richtung Osten war es in dem Polizeiauto ungewöhnlich still. Keiner sagte ein Wort. Das gab Paula die Gelegenheit, ihre Gedankenkette vom Parkplatz wieder aufzunehmen. Je mehr sie sich die absichtsvolle Lethargie ihrer Mitarbeiter in diesen zurückliegenden sechs Wochen ausmalte, desto mehr wuchs das Toleranzpotenzial gegenüber ihrem Chef. Sein ungewöhnlich ruppiger Anruf von heute Morgen erschien ihr jetzt plausibel. Denn sicher war auch ihm dieser Müßiggang zu Ohren gekommen, dafür würde schon der Kollege Trommen, ein begnadeter Intrigant, gesorgt haben. Ihre Kur war ihm sicher sehr gelegen gekommen, um seine Absichten – die Zusammenführung seiner Kommission mit ihrer – hinter ihrem Rücken voranzutreiben.

»Mal eine andere Frage, Heinrich: Hat dir Fleischmann eigentlich, als ich zur Kur war, Arbeit übertragen? Oder dich vorübergehend an andere Kommissionen delegiert?«

»Nee. Hat er nicht. Und das hätte ich auch nicht akzeptiert«, retournierte Heinrich so selbstbewusst wie unvorsichtig. »Der wird ja wohl kaum den interimsmäßigen ersten Leiter der Kommission 4 von seinem Posten abziehen. Wer hätte denn dann in unserer Kommission den Überblick behalten sollen?«

Eine rhetorische Frage, die Paula Steiner dennoch beantwortete, mit unheilvoll zusammengekniffenen Augen und triefender Ironie in der Stimme: »Frau Brunner, um nur ein Beispiel zu nennen. Ich denke, Brunner hätte das ganz gut hingekriegt, ab und zu mal den Telefonhörer in die Hand zu nehmen und jeden Montag auf eine maximal zweistündige Dienstbesprechung zu gehen. Und ihr wäre dabei sicher auch das einzigartige Kunststück gelungen, den Überblick über diese enorme, diese ja fast schon unmenschliche Arbeitsleistung zu behalten. Oder, Frau Brunner? Das hätten Sie sich doch zutraut? Oder täusche ich mich da?«

Die zweite rhetorische Frage, die allerdings von der Rückbank her unbeantwortet blieb. Nur Heinrich schenkte seiner Chefin einen schnellen, schrägen Blick.

Paula ahnte, warum ihr Chef in all dieser Zeit weder Heinrich noch die Brunner trotz deren himmelschreiender Untätigkeit in andere Kommissionen abkommandiert hatte: weil er wusste, dass er damit Paulas Unmut auf sich gezogen hätte. Sie nämlich hätte sich sicher dieses Rumjonglieren ihrer Mitarbeiter als Einmischung in ihren ureigensten Bereich, als Bevormundung hinter ihrem Rücken streng verboten.

Nach diesem Gedankenspiel schmolz ihr Ärger über Fleischmanns Rüffel von heute Morgen wie ein Eisstrom im Frühling dahin, unter so viel Wärme wohlwollender Rücksichtnahme ihr gegenüber. Insofern erschien nicht nur sein barsches Auftreten, sondern auch das pampige Benehmen der Sandra Reußinger in einem sehr milden Licht – nämlich als eben deren Art, ihr zu zeigen, wie froh sie über ihre Rückkehr waren. Und noch etwas interpretierte sie in Fleischmanns Rüge hinein, ebenso wie in das anmaßende Verhalten der verhassten Reußinger – dass sie nach wie vor gebraucht wurde.

Paula war so sehr in ihre Gedanken vertieft, dass sie Heinrich nur verwundert ansah, als er in einer Querstraße zum Bierweg den Wagen parkte. Er deutete stumm auf das Reiheneckhaus, das vor ihnen lag. Dann stieg er aus, ging auf das Gartentor zu und klingelte. Sie gab Eva Brunner ein Zeichen und folgte ihm.

Kurze Zeit später erschien an der Haustür eine kleine zierliche Frau Mitte dreißig, ganz in Schwarz gekleidet. Schulterlange dunkle Locken, schmaler Mund, wässrig-hellblaue Augen und diese unverhältnismäßig lange Nase, die sie eindeutig als Tochter der Toten auswies.

»Worum geht es?«, wurden sie in abweisendem Ton gefragt.

Nachdem Heinrich das kleine Holzgatter von innen geöffnet hatte, ging er auf die Haustür zu und stellte sich vor.

»Ja, und, was wollen Sie von mir?« Der Ton wurde noch mürrischer.

Heinrich erklärte ihr, dass man seitens der Polizei verpflichtet sei, solchen Todesfällen wie dem von Frau Angelika Walther nachzugehen.

»Heißt das, Sie glauben allen Ernstes, meine Mutter ist ermordet worden?«

»Ausschließen können wir es nicht, darum sind wir hier. Um mit Ihnen und auch mit Ihrem Vater zu reden.«

»Wer behauptet denn so etwas?« Noch immer machte die Frau keinerlei Anstalten, die Haustür auch nur einen Zentimeter weiter zu öffnen.

»Das würde ich gerne drinnen mit Ihnen besprechen«, sagte Heinrich. »Dürfen wir reinkommen?«

Widerwillig wurden sie in das Haus gelassen, folgten der Frau, die ohne sich umzusehen voraneilte. Erster Zwischenhalt war das mit allerlei pseudoantiquarischem Kleinkram vollgestellte Wohnzimmer mit seinem ausgeprägten Hang ins Stilmöbelhafte. Von dort ging es in einen kleinen Garten. Paula Steiner, in der Praxis eine lausige Gärtnerin, die aber von ihrer Mutter über die jeweils angesagten Gartenmoden auf dem Laufenden gehalten wurde, sich also theoretisch in den Erfordernissen einer harmonisch-gefälligen Gartenkunst einigermaßen auskannte, sah sofort, dass sie es hier mit einem Kleingarten zu tun hatte – ähnlich überfrachtet wie das Walthersche Wohnzimmer –, der zu vielen Ansprüchen gerecht werden wollte, um auch nur das Etikett hübsch erhalten zu können.

Hier, auf knapp zweihundert Quadratmetern, hatte jemand versucht, und das ohne jedes Gespür für Proportionen und die Harmonie des Raumes, alle möglichen historischen Strömungen und Stile der Gartenarchitektur unterzubringen. Eine betonierte Terrasse, umzingelt von einer mannshohen Buchenhecke. Dahinter Eiben und Buchsbäume im Bonsai-Format, ein Spalier von Quadern, Kegeln, Spiralen, Kugeln, Stopfeiern. Daneben eine Art Bauerngarten mit verkümmerten Erdbeerpflanzen, lila blühenden Asten, einer weißen Buddleia, mickrigen Zwergmispeln und einem braun-grün gescheckten Wacholder.

Mit dem winzigen Teich jenseits einer in die Höhe ge-

schossenen Blaufichte war dieser Garten schließlich an der Grenze seines Fassungsvermögens angelangt. Auf dem Teich schwammen zwei gelbe Seerosen aus Plastik. Daneben stand ein Rollstuhl mit einem älteren, hageren, nach vorn gebeugten Mann, der auf die beiden Seerosen starrte.

Ihm stellte seine Tochter die »drei Menschen von der Kriminalpolizei« vor. Da richtete er seinen zarten Altherrenkörper so umständlich wie sorgsam in dem Rollstuhl auf und sah mit einem winzigen traurigen Lächeln zu Paula Steiner auf. Ein sehr eigenes Lächeln, für das er nur den Mund ein bisschen spitzen musste.

»Mein Vater hatte vor fünf Jahren einen Schlaganfall. Seitdem ist er halbseitig gelähmt. Und sprechen kann er auch nicht mehr so wie früher. Ich glaube nicht, dass Sie ihn gut verstehen werden. Es ist besser, Sie stellen mir Ihre Fragen, wenn Sie etwas von ihm wissen wollen.«

Bevor Heinrich weiterreden konnte, sagte Paula: »Sie haben da einen wunderschönen Garten, Herr Walther. Der macht bestimmt viel Arbeit. Damit alles so hübsch bleibt und so« – sie hielt nur ganz kurz inne, bevor sie das letzte Wort sprach – »bunt.«

Ein bemühtes, durch und durch falsches Lob, aber Wilhelm Walther schien sich darüber zu freuen. Sein spitzes Lächeln vertiefte sich.

»Sie haben am Montag gegen halb zwei Uhr morgens Ihren Hausarzt, Dr. Kandler, angerufen, weil Ihre Frau einen Schock hatte und nicht mehr ansprechbar war. Stimmt das?«

»Ja«, krächzte der Ehemann mit heiserer Stimme, »das ist richtig.«

»Hat sie bei Ihrem Anruf noch gelebt, oder war sie da schon ins Koma gefallen?«

»Sie hat noch gelebt«, lautete die raue, aber gut verständliche Antwort.

»Warum hat Ihre Frau, die ja Diabetikerin war, denn nicht sofort Glykogen gespritzt? Sie muss doch erkannt haben, dass ihr ein Schock droht.«

»Das konnte sie nicht mehr. Die Notfallspritze befindet sich im ersten Stock, genau wie ihre Insulin-Pens. Sie hat es nicht mehr geschafft, nach oben zu gehen.«

»Und Sie konnten ihr wohl auch nicht helfen? Ihr Zucker verabreichen oder das tun, was man in einem solchen Fall halt so macht?« Paula hatte keine Ahnung, wie man in einem solchen Fall als Angehöriger reagieren sollte. Insgeheim machte sie sich den Vorwurf, Frieder nicht gleich danach gefragt zu haben.

Da erstarb das gespitzte Lächeln und wurde abgelöst von einem wehleidigen Blick. Schließlich, nach langem Schweigen, deutete Walther stumm mit der rechten Hand auf seinen Rollstuhl und auf den schlaffen, auf der Lehne abgelegten linken Arm, als sei diese Geste Antwort genug.

»Ah ja, ich verstehe. Sie konnten ihr aufgrund Ihrer ...«, sie wollte das Wort Behinderung vermeiden, »Beeinträchtigung nicht helfen. Haben Sie denn eine Vermutung, was die Ursache für diese Unterzuckerung war?«

Doch Wilhelm Walther schüttelte nur den Kopf, während er wieder auf den Teich starrte.

Da schaltete sich ungehalten seine Tochter in das Gespräch ein: »So, ich denke, das reicht jetzt. Mein Vater ist müde. Er hat vor einem Tag seine Frau verloren, da dürfte man doch wohl ein wenig Rücksichtnahme auch seitens der Polizei verlangen. Sie finden den Weg nach draußen ja allein.«

Eine verständliche und nicht einmal unhöflich vorgebrachte Aufforderung, der Heinrich Bartels und Eva Brunner augenblicklich Folge leisteten. Dennoch störte Paula Steiner etwas daran. Gleichzeitig machte ihr zu schaffen, dass Vater und Tochter ihr nicht sonderlich sympathisch waren und sie nicht das Mitgefühl aufbringen konnte, das sie sonst für diejenigen empfand, denen man das Liebste gewaltsam und unwiederbringlich genommen hatte.

Schließlich wandte auch sie sich zum Gehen, aber erst nachdem sie sich von Wilhelm Walther betont herzlich verabschiedet hatte. Sie hatte bereits die Terrasse mit den hässlichen weißen

Plastik-Gartenstühlen erreicht, da blieb sie abrupt stehen. Ihr war nämlich eingefallen, was sie an der ungeduldigen, kühlen Reaktion der Tochter gestört hatte. Ihr, wie auch ihrem Vater, schien vollkommen egal zu sein, ob Angelika Walther einem Mord zum Opfer gefallen oder an einer Unterzuckerung gestorben war. Keinen der beiden hatte diese Möglichkeit aus der Fassung gebracht oder gar bestürzt. Es war ihnen einfach egal. In Paulas Augen eine geradezu verdächtige Gleichgültigkeit.

Sie lief den Weg zu dem Minateich zurück. »Mit Ihnen hätte ich auch noch zu reden, Frau ...«

»Cordula Walther-Sieber ist mein Name. Worüber denn?«

»Sollen wir das hier draußen machen oder besser«, Paula deutete zur offen stehenden Terrassentür, »drinnen? Das überlasse ich Ihnen.«

»Ich bin gleich wieder da, Vater«, sagte Cordula Walther-Sieber und ging, ohne die Kommissarin eines Blickes zu würdigen, auf das Haus zu. Dort, in dem kleinen Wohnzimmer mit seinen dunklen, auf Hochglanz polierten Nussbaummöbeln, drehte sie sich vor der Anrichte mit dem Hummelfiguren-Sammelsurium erstmals um und sah Paula Steiner vorwurfsvoll an.

»Wann haben Sie Ihre Mutter eigentlich zum letzten Mal gesehen?«

»Am Samstag vor zehn Tagen.«

»Und da ging es ihr noch gut? Oder hatte sie da auch Anzeichen von Unwohlsein?«

»Anzeichen von Unwohlsein«, wiederholte Walthers Tochter sarkastisch. »Meine Mutter war Diabetikerin vom Typ 1, der ging es in den letzten Jahren nie richtig gut. Sie haben anscheinend keine Ahnung davon, was diese Krankheit aus einem macht, oder?«

»Nein«, antwortete Paula Steiner wahrheitsgemäß.

»Das ganze Leben dreht sich nur darum, ob die Werte stimmen oder nicht. Mutter musste immer darauf schauen, ob eine Über- oder Unterzuckerung droht und entsprechend reagieren.«